Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 101 (2007)
Heft: 2

Artikel: Was Kultur in Afrika ist und vermag
Autor: Imfeld, Al
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-389858

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Al Imfeld

Was Kultur in Afrika ist und vermag

Über kulturelle Missverständnisse zwischen Afrika und Europa handelt der Text von Al Imfeld. Sie beginnen schon bei Wörtern, die im afrikanischen Kontext andere Bedeutungen annehmen. Der Kolonialismus hat Köpfe und Kulturen weit mehr verwirrt, als uns bewusst ist. Hinzu kommt die Komplexität afrikanischer Kulturen, die aus einer wechselvollen Geschichte von Unterdrückungen, Wanderungen und Sklavenjagden hervorgegangen sind. Nach dem Verfasser überwinden Afrikas Menschen den Kolonialismus nur, wenn sie diesen als Referenz nehmen, zum Beispiel auch die Schreibkultur als Instrument der Kreativität und Lebensgestaltung einsetzen. Europa ist jedenfalls ein Teil Afrikas geworden. In Europa sehen und besuchen Afrikaner/innen darum die «andere Hälfte» des eigenen Seins. Das Schengener Abkommen müssen sie als schmachvolle Ohrfeige empfinden. Al Imfeld hat seinen Text für die Neuen Wege gekürzt und überarbeitet. Die ursprüngliche Fassung diente als Grundlage für ein Beratungsgespräch mit dem deutschen Bundespräsidenten Horst Köhler im Vorjahr. Red.

Partner oder gar Freunde?

Zwischen Europäern und Afrikanern gibt es massenweise *Missverständnisse;* man redet sehr oft aneinander vorbei. Wir im Norden reden gerne von Freunden, Partnern und von Dialog. Selbst wenn es diese Begriffe in *Bantusprachen* nicht gibt, haben die Afrikaner/innen durch die europäische Schule hinzugelernt. Deshalb überlagern sich nun Begriffe und Vorstellungen; sie bekommen eine doppelte oder Mehrfachbedeutung.

Damit können afrikanische Menschen spielen, entweder Worte gegeneinander setzen oder nur die eine Bedeutung herausnehmen. Die Folge ist, dass sie damit anders umgehen, als es unseren Erwartungen entspricht.

1. Beim Begriff *Freund* sei man sehr vorsichtig; schon das englische Wort *friend* beinhaltet etwas anderes als das deutsche *Freund* oder der französische *ami.* Ein europäischer «Freund» gibt dem Afrikaner das sichere Gefühl von guten Beziehungen nach aussen und somit eine Art Versicherung. Der Europäer zahlt, kaum je der Afrikaner; schon das zeigt, dass es eher ein Vater-Sohn-Verhältnis ist. Für ein Miteinander-Teilen mit jemand von aussen fehlt das Bewusstsein.

2. *Partnerschaft und Partner* sind genau so schwammige Worte und bedeuten letztlich kaum mehr als ein gutes Verhältnis, um zu Geld zu kommen. Das Wort ist in der Entwicklungszusammenarbeit missbraucht und total abgewertet worden; wir sollten es ganz fallen lassen.

3. Somit stehe ich vor dem ebenfalls missbrauchten Begriff *Dialog.* Wenn beide Seiten mit denselben Wörtern ganz anderes meinen, dann wird alles zum Palaver und zu keinem Austausch. Dialoge kommen mir vor wie ökumenische Gespräche im christlichen Westen. Letztlich will die eine Seite die andere von ihrer «Wahrheit» überzeugen; zu einem Nachgeben oder Kompromiss kommt es kaum.

4. Bantusprachen kennen die indogermanische *Zukunft* nicht; dafür sind sie viel stärker auf Vergangenheit (mit den

Ahnen, ihren Vorvätern) ausgerichtet. Somit können Begriffe wie «Planung», «Fünfjahresplan» oder «in drei Monaten» zwar verstanden werden, aber sie werden in einem tieferen Sinn nicht begriffen oder ernst genommen und somit kaum eingehalten.

Eines soll also gleich von Beginn weg klar sein: Der moderne afrikanische Mensch lebt, durch Kolonialismus und Schule sozialisiert, in einem *doppelten Bezugsnetz* und besitzt – meist unbewusst – die Chance zur Mehrdeutigkeit.

Was fiel auseinander?

Chinua Achebe, der inzwischen weltbekannte nigerianische Schriftsteller, begriff es intuitiv bereits 1958 in seinem ersten Roman und heutigen Klassiker *Things Fall Apart:* Alles fällt auseinander, zerstückelt oder zerbröselt sich. Es war der erste auf dem Kontinent in Englisch geschriebene Roman – abgesehen von einigen sehr frommen und kirchlich geprägten Versuchen in Südafrika – und seine Publikation ein Fanal.

1956, knapp zwei Jahre vor Achebe, hatte der frankophone Kameruner *Mongo Beti* in Paris einen Roman veröffentlicht, der eher ein Pamphlet war: *Der arme Christ von Bomba.* Er verriss darin das koloniale Schulsystem, das offenbar mehr prügelte als lehrte. Erst später begriff man, dass es Beti in seiner Anklage nicht um die Mission ging, sondern um dieses westliche System, das ohne Rücksicht auf traditionelle Werte die Denkweise des Westens dem Afrikaner aufoktroyieren wollte. Die Folge waren Verbitterung und Selbstzerstörung.

Hätte man damals in Europa diese Stimmen zu deuten und somit auch zu verstehen vermocht, so hätten die Europäer manches von Afrika und seinen Menschen begriffen. Was denn? Dass der *Kolonialismus* kulturell und geistig viel tiefer ging als angenommen und dass sowohl Kirche als auch Schule – meistens gut gemeint – Köpfe und Kulturen viel mehr verwirrten, als alle diejenigen ahnen konnten, die meinten, Kultur und Zivilisation zu bringen. Dass dieser Kolonialismus keine Romantik war, sondern Sarkasmus und Missverständnis, ein *downgrading* und eine Beleidigung, die ganz schmerzlich und tief unter die Haut gingen.

Von der Oralität zur Literatur

Dieses Missverständnis hat bis heute *tragische Folgen.* Die westliche Seite kann einfach die afrikanische Anklage nicht begreifen und schaut sie als Polemik an. Auf der anderen Seite können bislang nur wenige Afrikaner unterscheiden zwischen dem Positiven und Negativen der Einführung einer *Schreibkultur* auf dem Kontinent südlich der Sahara. Es wurde ein – vielleicht schmerzlicher – Übergang von der Oralität zur Literatur geschaffen. Afrikas Menschen haben bis heute kaum bewusst wahrgenommen, dass sie ein neues Instrument der Kreativität und Lebensgestaltung in Händen haben, denn sie lernen immer noch blind auswendig, werden zu Kopierern statt zu Gestaltern. Sie lernen viel dummes Zeug für ein Examen in Oxford oder Paris, um ein Papier oder einen Titel (aber kaum Sinn und selten einen würdigen Job) zu erhalten.

Gabou (1992): «Stell dich gut zu deinen Nachbarn, sie helfen, wenn du in Not bist.»

Sie geben ferner wenig für den Aufbau eines *Verlagswesens* aus. Bücher sind Schul- und somit Staatssache. Ein Buchmarkt ist auf dem Kontinent erst zögernd im Entstehen; selbst wenn in

einheimischen Sprachen geschrieben und veröffentlicht würde (wie Linke bei uns immer wieder gefordert haben), es würden kaum mehr Bücher abgesetzt. Eine Buchkultur keimt ganz zögernd, und die ersten Pflänzchen werden gar rasch verbrannt.

Die Europäer haben stets mit Verachtung auf die *Koranschulen* herabgeschaut – selbst ich –, denn auch dort wird eingeprügelt, und die Knaben lernen den altarabisch geschriebenen Koran auswendig. Wir haben uns stets gefragt: Ist denn solches überhaupt eine Schule? Und was bringt das Ganze? Erst heute begreife ich, dass diese Form der Schule wenigstens an die alte afrikanische Oralität anknüpfte und in dem Sinne kein Kulturschock war; denn auswendig gelernt hatte man seit Jahrtausenden.

Hier konnten die Schüler am Ende den ganzen Koran auswendig und nach und nach lernten sie dazu – auf fast geheimnisvolle Art und Weise – *Mysterien verstehen* oder erahnen. Bei unserem System lernte man auswendig für ein Examen und ein Papier, das nachher Aufstieg garantieren sollte; doch dieser Aufstieg gelang nur wenigen.

Ada (2005): Hahn (in: Regula Tschumi, Die vergrabenen Schätze der Ga. Sargkunst aus Ghana, Benteli Verlag).

Wir vermögen diesen Übergang von der Oralität zur Schreibkultur nicht mehr zu erfassen; den *abgrundtiefen Graben,* den es zu überbrücken gilt, haben wir nie erfahren müssen. Katholiken vermochten es ein klein wenig nachzuvollziehen, und wohl deshalb kamen sie in Afrika stets besser an als die Protestanten mit der Schrift allein. Die Katholiken hielten einst ihre Messe noch ausschliesslich in Latein, und viele meinten, das verstehe doch niemand. Doch man begriff es; man erahnte es; man fühlte es – als Elemente eines erweiterten Verstehens, die dem Afrikanischen näher liegen als bloss eine übersetzte Heilige Schrift.

Was ist afrikanische Kultur?

Ob es überhaupt eine ursprüngliche oder Primär-Kultur noch irgendwo auf dem Globus gibt, mag dahin gestellt sein, aber in Afrika gibt es sie bestimmt nicht. Diesem Irrtum erlagen die grossen Kolonialethnologen, seien es *Radcliffe-Brown* oder *Wilhelm Schmidt, Schebesta* oder *Posselt*, denn Afrikas Menschen sind zuviel migriert und mussten sich mit anderen vermischen, um so vielleicht langsam Frieden zu machen.

Es gibt also *keine einzige reine Kultur* auf dem Kontinent; es gibt keine Aborigines; es gibt bloss Völker, aber keine Stämme, wie sie die Ethnologen des 19. und 20. Jahrhunderts beschrieben. Auf dem afrikanischen Kontinent sind alle und ist alles hybrid; eins um das andere hat sich überschichtet – oder ist wie Staub zwischen Ritzen gemischt.

Überbevölkerung und Hungersnöte, Trockenheit oder Überschwemmungen zwangen Grossfamilien immer wieder zu *Abspaltungen*. Oder, wie in der Gegend um das heutige Ghana, schickte man Mädchen in die Fremde Sie sollten in «Bars» arbeiten, vielleicht einen jungen Mann finden und, wenn möglich, wenigstens ein Kind heimbringen, um damit die Fruchtbarkeit zu manifestieren. Es gab die grosse *Bantuwanderung,* die bis heute noch weitgehend unerforscht und unklar ist: Jedenfalls kam es zu Überschichtungen. Es gab laufend *Luo-Einwanderungen* aus dem Sudan nach Kenia, Uganda und bis nach Rwanda, Burundi und dem nördlichen Tansania. Später ka-

men die *arabischen Sklavenjagden* über den ganzen südlichen Kontinent hinzu und damit oftmals verbunden ein Ausweichen und Sich-Verstecken.

Ich will all das nicht weiter ausführen, aber schon diese Hinweise machen klar, wie *komplex* afrikanische Kulturen sind. Was ihnen allen gemeinsam ist und bleibt, das ist die *Verehrung der Ahnen.* Afrikas Kulturen sind Ahnenkulturen. Ein weiteres gemeinsames Element ist die *Beschwörung* von Ahnen und Geistern. Diese kann in Magie oder «Zauberei» übergehen, was wiederum Ängste erzeugt, die Menschen nötigen, immer wieder zu Hexerei Zuflucht zu nehmen. Zum Schutze dienen der enge Zusammenhalt mit der Familie und den Verwandten, damit das Nicht- Loslassen und das sofortige Spenden oder Verzehren (Potlatch) von allem, was man erhält. Das aber verhindert die Entstehung einer Mittelklasse mit der für sie typischen Akkumulation.

Die Folge einerseits aus dem Verlust des einstigen Sinns und andererseits aus dem daraus resultierenden rasanten Zerfall sind die heutigen absolut verwirrenden und vieldeutigen *magischen Praktiken*. Man beginnt zu beschwören. Der heutige *Künstler* wird zum Hexenmeister; er beschwört, verflucht, versucht Geister zu bannen. Würden sie es nicht versuchen, stünden die Menschen vor dem Vakuum, dem Nichts. Um über die Hölle hinwegzukommen, kann der heutige Afrikaner nicht den einstigen *Witchdoctor* wiederbeleben. Es braucht dringend etwas Neues. Diese *Rolle der Erneuerung* übernehmen moderne Literatur, Malerei, Plastik und Installation, vielleicht Film und Theater, aber – leider – sehr wenig die Musik, da diese bereits zu sehr kommerzialisiert ist.

Um dem Ganzen eine Dimension zu geben, wage ich einen Vergleich: Was dem Deutschen *Theodor Adorno* oder dem Amerikaner *Bob Dylan,* das ist nun dem Afrikaner der moderne Griot, also der Schriftsteller, der seine Geschichten schreibt; oder es mag erweitert der Maler oder Installationskünstler sein. Ich denke an die bombastisch gemalten Storys der Kongolesen *Chéri Samba* und *Moke* mit ihren Themen Korruption, Nachtleben, Sex, AIDS. Ein weiteres Symbol ist für mich *Romuald Hazoumé* mit seinen Installationen, dem Familienbetrieb in einer Garage: Aus Abfall, dem modernen Rohstoff, wird die Welt erneuert.

Afrikanische Kultur lebt von Referenzen

Mit dem Stichwort *«Abfall»* bin ich bei einem vieldeutigen Vorgang. Um nicht missverstanden zu werden: Für mich ist Abfall positiv wie negativ besetzt, mythologisch wie realistisch, sowohl biblisch («zu Staub sollst du zurückkehren») als auch ökologisch. Reste, Verbrauchtes oder Weggeworfenes werden eingesammelt, vom Künstler berührt und damit erweckt. Das sind keine Abfälle, das sind kleine *neue Baustücke.* Das Gleiche von einst bekommt neuen Sinn. Das Einstige wird zum Zitat.

Wie bereits erwähnt, lebt Afrikas Kultur von anderen und *überlagerten Kulturen,* deshalb enthält sie dauernd Referenzen. Echte Kunst und Kultur kopieren anderes nicht, sondern verarbeiten es, formen es um und lassen Bezüge erkennen. Solche Bezüge schaffen Kontexte und Mitwelten.

Afrikas Menschen haben den Kolonialismus knapp hinter sich; sie kamen aus grossen Abhängigkeiten heraus, um in neuen zu landen. Ihre Kultur hat sich deshalb mit diesen *Verstrickungen* zu beschäftigen. Solches vermag bloss die Kultur zu tun; niemals die Politik, die ob ihrer Kurzlebigkeit keine Zeitdimensionen – weder zurück noch vorwärts – kennt.

Afrikas Menschen haben den *Kolonialismus* nicht überwinden können, weil sie ihn verfluchten, statt ihn zu zitieren. Sie sind noch ganz verstrickt in ihn, und sie wollen es nicht wahrhaben. Sie verdrängen den Kolonialismus, statt

ihn als Referenz zu nehmen. Mit noch soviel Flüchen kann man etwas nicht ungeschehen machen; zumal der Kolonialismus auch *Positives* brachte wie die Schrift, die Schule, die Klinik, eine neue Form von Krankenpflege.

Afrikas Politik hat keine Ahnung, was *Übergänge* sind und wie sie diese begleiten sollte. Solche Wege brauchen Bildstöckchen, Stelen und Kapellen. (Ich denke an meine Heimat rund um den Berg Napf.) Afrikas Politiker beschwören eine *Tradition,* die rein mythisch ist und so nie existierte; es ist eine verklärte und damit *verlogene Vergangenheit;* man vergisst dabei, dass selbst diese massiv von Islam und Migrationen überlagert wurde.

Es ist an der Zeit, dass Kunst und Kultur diese Mythen – wie wir die griechischen – aufnehmen und mit ihren Vorgaben aufklären, also nicht zum Verschwinden bringen, sondern daran anknüpfen, um wegweisend zu werden. Eine derartige Ahnenbeschwörung vollzog der mosambikanische Maler *Malangatana* zur Zeit vor und nach der Unabhängigkeit – ganz in Erdbraun und rötlich. Auch auf der Seite der Verklärung dichtete der Senegalese *Senghor* in *noir/black.* (Man möge zur Kenntnis nehmen, dass *noir* nicht ganz *black* und beide etwas anderes als schwarz sind!). Beide standen unmittelbar auf dem Übergang von der Kolonialzeit zur Unabhängigkeit. Wer hat sie fortgesetzt? Hat man nicht gemerkt, dass sowohl Black als auch Erdbraun nicht halfen; aber auch nicht ein Geist des politischen Chauvinismus oder falschen Nationalismus.

Erlebnis in einem Township von Port Elisabeth

Ein Ereignis bleibt mir in Erinnerung. Ich besuchte 1998 Port Elisabeth (SA) und wurde dort in eine der vielen Townships geführt. Man sagte mir, wohl etwas sarkastisch, dass es dort viel *moderne Kunst* gebe. Und ich beteure, dass ich tief beeindruckt war, wie sich viele Menschen den ganzen Tag damit beschäftigten, aus Abfall, Weggeworfenem und auch Verlorenem Kunst zu machen. Sie konnten es gar nicht – wie immer wieder anklagend bemerkt wird – bloss um des Marktes willen und für die Europäer tun, denn dorthin kommen wenig und selten Europäer. War es nun Kunst oder Selbstbeschäftigung?

Etwas kam noch dazu: Es war die Zeit der *Initiation der Knaben* zum Mannsein. Man stelle sich das vor: Rund um den riesigen Abfallberg herum sassen etwa zwanzig auf den Abhängen des *Garbage Mountain* (so wurde er tatsächlich von den Leuten bezeichnet). Man schickte die Knaben nicht mehr in den Wald oder die Wüste wie einst, sondern verbannte sie auf den Abfall, wo sie sassen und schwiegen. Damit niemand zu ihnen gehen konnte und sie auch den Eindruck der Abgeschiedenheit hatten, war Stacheldraht rund herum gespannt. Darin hatten sich massenweise diese verdammten Plastiksäcke, die man beim Einkaufen erhält, verhängt.

Es ging noch weiter. Der Mann, der diese reif werdenden Männer beobachten musste, sass in einer einstigen Lastwagenkabine, mächtig gross, wie sie so allein vor dem Garbage Mountain stand. Da war noch etwas, von dem ich nicht weiss, ob er es bewusst tat oder es ihm intuitiv einfiel: Das Fenster trug einen Stacheldrahtvorhang.

Grenze und Wanderung

Afrikanische Menschen südlich der Sahara liebten es einst, einen *stundenlangen Marsch* unter die Füsse zu nehmen, um jemanden zu besuchen, seine *Gastfreundschaft* zu erleben und mit ihm zu palavern. Deshalb hatte man mit den Christen bis vor kurzem kaum Mühe, wenn sie sonntags bis zu dreissig Kilometer zum *Gottesdienst* kommen mussten. Sie kamen – allein schon, um andere zu treffen und um dabei zu sein. Das ist afrikanisches Abendmahl.

Als das *Fahrrad* aufkam, fuhren sie

noch weiter, und zwar auf Feldwegen und Sandsträsschen wüstester Art. Sie schlängelten sich durch. Ja, die Schlange war ihr Zeichen. Heute dominieren das *Sammeltaxi* und Buschtaxi: Zusammengepfercht zwischen Ware und Tieren rasen sie dahin und hinterlassen Staubwolken – also auch etwas nach oben.

Nur die *Alten* bleiben zu Hause und hüten den Kraal.

Seit es nun diese *verdammten Grenzen* gibt, hat man Afrikas Menschen die Lebensweise zerschnitten. Ich erinnere mich an ein altes Beispiel. Das *Kachebere Priesterseminar* gehörte sowohl zu Sambia als auch zu Malawi, deshalb stand es im Raum der Grenze, die eine Hälfte gehörte wohl zu Sambia, die «kleinere» Hälfte zu Malawi, das schliesslich als Land viel kleiner war. Es ging noch zehn Jahre nach der Unabhängigkeit gut, bis blinde Politiker kamen und eine klare Grenze wollten und das Seminar ausstiessen, es auf die beiden Länder aufteilten.

Die Idee des Kachebere Seminars liesse sich längst in allen Staaten Afrikas überdenken und ausprobieren, denn sie käme einer *Kultur des Hin und Her,* des Über-die-Grenze-Gehens entgegen. Man würde damit sogar besser den Schmuggel bekämpfen als mit Polizisten. Der Kulturverlust besteht darin, dass Afrika von Europa alle Fragwürdigkeiten übernehmen musste, um modern zu werden.

Der *Islam* kam den Afrikanern ganz besonders entgegen, denn der *Hadj,* die Wallfahrt nach Mekka, gefällt ihnen. Sie pilgern natürlich nicht nur, um zu beten und den Glauben zu bezeugen, nein, genauso wichtig sind die Einkäufe, damit man voll gestopft nach Hause kommt und «erzählen» kann.

Europa als ein Teil Afrikas

Nichts begriffen haben offenbar die Europäer. Dem Hadj ähnlich ist nämlich der oder die *Beento* (been to = ein/e dort Gewesene/r) auch *Bintu*. Man pilgert nach Europa, weiss, wie hart es sein wird, man wird dafür gequält. Das ist jedoch eine Initiation, um schlussendlich etwas nach Hause zu bringen. Jeder und jede, der oder die es geschafft hat, bekommt in Westafrika den Ehrentitel *Beento*, genauso wie jeder Mensch, der in Mekka war, den Ehrentitel Alhadj tragen darf.

Nach 100 Jahren Kolonialzeit ist in den Augen der meisten Afrikaner *Europa* ein *Teil Afrikas* geworden (und zu Europa gehören alle seine Staaten, auch die Zeit hat nichts zu sagen). Europa schuldet Afrika etwas, denn es besitzt all den Reichtum, und etwas davon kann man «heimholen». Afrika ist jedenfalls mehr Europa als der vermeintliche europäische Osten oder der Balkan. Warum begreifen die in Brüssel Sitzenden das nicht? Das Schengener Abkommen ist eine schmachvolle Ohrfeige für Schwarzafrika.

Man kommt also her, um die «andere Hälfte» des eigenen Seins zu besuchen; doch keine Angst, die meisten gehen wieder zurück, denn auf ihrem Boden leben die Ahnen, ihre Lenker im Leben; man muss zurück, um «erzählen» zu können, denn erst dann ist man ein *Beento*. Diese manchmal etwas wirren Gedankengänge müssen kulturell aufgearbeitet werden, etwa mit Reisen. Etwa nach dem Modell der Japaner, die ursprünglich unbeholfen in Europa herumhasteten.

Trauergesellschaft mit Sardine (in: Tschumi, a. a. O.).

Ein ganz wichtiger Gedanke: Afrika ist heute – überall und weltweit – *Diaspora,* denn alle sind einmal vertrieben worden, sind ausgewandert, gingen weiter. Wenn nun viele zurück möchten, können sie gar nicht wissen, wohin. Afrikas Menschen müssen mit Diaspora leben lernen. Aus Diaspora erwachsen Kultur und Kunst. Schon deswegen braucht Afrika neue Grenzziehungen – vielleicht aus Kalk und Wellblech?

Ein Afrikaner ist heute *nolens volens* ein *Sans-papier.* Woher nur soll er oder sie einen Pass erhalten? Wo werden Taufscheine ausgestellt, wenn man weder zur Taufe noch zur Schule geht? Und wenn man nicht in der Stadt lebt? Selbst dort wissen nur ganz wenige, welches Büro zuständig sein soll, in dem man viel zu viel für ein Papier bezahlen muss. Der Afrikaner oder die Afrikanerin hat Referenzen, aber keine Papiere.

Kein Afrikaner reist nur *einer* Sache wegen; er hat stets viele – auch widersprüchliche – Gründe im Kopf, alte und neue, symbolische und realistische. Er ist unterwegs im Sinn von Migrieren, Fahren und Besuchen; all das ist ein Wesenszug der Kultur. Es zeigt sich ganz stark am liebevollen Bemalen von Lastern, Bussen und Autos. Man setzt Allah mit hinein.

Wenn du nicht weiter weisst, rufe Künstler

Es gibt ein Sprichwort, das heisst: Je mehr Probleme, desto mehr Kunst. Genau so scheint es mir, verhält es sich auf diesem Kontinent des scheinbaren Wirrwarrs.

Am Schnittpunkt überleben am besten Künstler und Schriftsteller. Sie sind es denn auch, die den Übergang für sich und andere schaffen, denn dieser Übergang findet zuerst in Kopf und Herz statt. *Gesetze* sind in solchen Lagen nutzlos; jedes *Gedicht* bringt mehr. Maler, ja sogar Fotografen, Schriftsteller und Dichter finden rein intuitiv Ansätze zu Lösungen. Sie legen ein Denk- oder Gefühlsfundament, auf dem sich etwas anderes als das Jetzige aufbauen lässt.

Der Nigerianer *Niyi Osundare* schreibt seine Kommentare in der Tageszeitung in Gedichtform. Man versteht diese indirekte und künstlerische Form sehr wohl. Er kann Gedankensprünge machen, zwischen denen Leser/innen ihre Gedanken oder Verse einsetzen. Er spornt und stösst an. *Ken Saro-Wiwa* hat mit seinen Kurzhörspielen am Radio «Strassenfeger» ausgestrahlt. Diese Stücke waren mehr als nur Soap; es waren zum Teil Erweckungsstücke. *Sembènes* Filme wie Xala haben den Reichen den Spiegel ihrer Arroganz vor Augen gehalten und uns manches über menschliche Hohlheit an den Kopf geworfen. Lachen und schmunzeln konnte die ganze Stadt Kinshasa mit Hilfe der Bilder von *Chéri Samba,* seinem Bruder und der ganzen Schule. Das Lachen hat zwar die Politik nicht verändert; aber vielleicht haben Humor und schallendes Auslachen doch etwas bewirkt.

Wir haben feststellen können, wie zur harten *Apartheidzeit* in Südafrika Gedichte nur so auf dem Asphalt entstanden und aus dem Boden keimten und wie nach der Befreiung 1992 die Malerei explodierte.

Vielleicht gibt es eine Form der Abriegelung, die zum künstlerischen Ersticken führt. Schon bei den Römern hiess es: *Silent musae inter arma.* Kriege fördern bestimmt keine Künste, und so stellen wir ein grosses Schweigen von Angola bis zur Elfenbeinküste fest. Und wann führt Armut zum Welken der Literatur und Kunst? Wir stellen auch in Afrika fest, dass auf dem Lande und inmitten von Landwirtschaft keine Kunst und Literatur entstehen. Müsste solches nicht ein Aufruf an alle NGOs sein?

Es braucht die *Stadt.* Das gesamte Klima der Stadt müsste kulturell gepflegt und gefördert werden. Ich denke primär an Architektur und Design, Strassen- und Parkanlagen, Nischen und Hecken, Theater und Kinos, Dancings und Bars, Hotels und Restaurants: Sie alle – und viel mehr – gehören auch zur Kultur. •